Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638681

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 24 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 12. Juni 1937

Legende

Von Hugo Salus

Als Christus nun durchs stolze Hallentor
Die Stadt verließ und zwischen Feldern ging
Und sinnend wanderte den Dörfern zu,
Sprach Petrus zu Johannes: „Blick ihn an!
Er ist ein andrer, als er eben war;
Sein Mantel floß in königlichen Falten,
Da er im Schatten der Paläste ging;
Nun fällt er karg von seinen Schultern nieder.
Er schritt, ein Herrscher, durch die trotzige Stadt,
Ein strenger Richter und ein weiser Priester,
Nun geht er schlicht dem weißen Dörfchen zu
Und wie ein Landmann, der den Abend segnet.
Schau, wie die Ackersleute ihn begrüßen
Und fast vertraulich winken. Still: Er wartet!"
Und Christus stand und lächelte. Sein Antlitz
War von der Abendsonne mild gerötet.
Und mit den Jüngern trat er in das Dorf.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

24

„Brot", rief die Wirtin, als die ersten Pensionäre kamen. Ingenieure, Buchhalter, die Sekretärin, Vorarbeiter aus der nahen Fabrik. Am nächsten Tisch saßen die Arbeiter. Am dritten Bauern, die vorüberzogen mit Vieh, und nun hier essen wollten. Einen Dreier, einen Halben, einen Liter, so surrte es rings um Jorinde, und sie konnte sich nicht schnell genug drehen und wenden, um alle die Befehle aufzunehmen.

„Ein chaibenhübsches Maitli habt Ihr aufgetrieben, Frau Zwahlen. Paßt auf, morgen abend wird's voll hier."

„Ist recht", sagte die Frau. „Sie sollen nur kommen. Anschauen kostet nichts."

„Was kostet denn ein Kuß", fragte einer mit einer schönen Krawatte.

„Fragt sie selber", sagte die Wirtin, die eine gute Menschenkennerin war und auf den ersten Blick gemerkt hatte, daß Jo „irgendwoher" sei.

„Was kostet ein Kuß, Jungfer", rief der junge Mann.

„Ausverkauft", sagte Jorinde ernst. Aber daß das nun wieder das erste war, was sie hier hörte, empörte sie doch. Schweig, sagte sie zu ihrem Gewissen. Du siehst doch, daß ich hier abverdiene. Ihre Antwort hatte aber ein starkes Gelächter hervorgerufen und der Mann aß seine Suppe mit roten Ohren.

„Jüngferchen! Jüngferchen! Kommt Ihr nicht zum Tanz nächsten Sonntag? Tänzer findet Ihr genug."

„Und gewaschen sind wir alle", rief einer, und traf genau Jos Gedanken. Sie bediente, brachte her und trug weg, fragte nach den Wünschen mit freundlicher Stimme, gab Red und Antwort, drehte sich nach einem frechen Frager um und sah ihn an, und drehte sich wieder weg, und er hörte mit Fragen auf. Die Wirtin schmunzelte, so gut das bei ihrer Magerkeit möglich war. Noch ungeschickt, aber gut für die Kasse, dachte sie. Ein gescheites Mädchen. Jesus Gott, was habe ich schon für Maitli hier gehabt! Nicht zu reden von den ansässigen! Wenn die mir bliebe, ich könnte mir gratulieren, wie am Geburtstag.

Am Nachmittag hatte Jo Zeit, sich auszuruhen, nachdem sie die Herren mit dem schwarzen Kaffee und die Bauern mit Brönz bedient hatte. Ein Trinkgeld um das andere hatte man ihr zugesteckt.

Jo hatte sich lange zureden müssen, ehe sie innerlich ja gesagt zu der Zumutung, Trinkgelder nehmen zu müssen. Es ist ein Teil des Lohnes für meine Arbeit, sagte sie sich. Habe ich kein Geld, so muß ich Geld verdienen. Will ich Geld verdienen, so muß ich arbeiten. Muß ich arbeiten, so habe ich mich zu benehmen wie andere Leute, die diese Arbeit tun. Wer tut meine Arbeit? Die Kellnerin. Also lasse ich mich bezahlen wie jede Kellnerin. Und wurde sie auch die zwei, drei ersten Male rot, so wurde sie es nach dem sechsten Male nicht mehr. Und nach dem zwanzigsten freute sie sich darüber, und legte oben im Stübchen dankbar das gewonnene und verdiente Geld in eine kleine Schachtel, die sie irgendwo gefunden hatte. Und? Bin ich nicht mehr Jorinde Steffen? Und wer ist Jorinde eigentlich? Perkeos Tochter. Und Perkeo? Ein Mensch. Und die Menschen? Ameisen, Ameisen, von den Sternen aus gesehen. Soll eine Ameise sich schämen, ein Trinkgeld zu nehmen? Nein. Von diesem Augenblick an stellte Jorinde dieser Frage nicht mehr.

Es ging ihr nicht übel in der Alpenrose. Wie sie denn in seinem Bett geschlafen habe, verfehlte Sami nie zu fragen. Er wollte seinen Spaß haben. Wie es ihr denn bei ihr gefalle, fragte die Wirtin.

„Sind wir nicht manierliche Kerle", fragte der junge Bauer, der sie zum Tanze hatte einladen wollen.

„Sehr manierliche, sehr manierliche, aber tanzen will ich nicht."

Warum nicht, sind wir der Jungfer zu schlecht?"

„Nein, gar nicht zu schlecht, aber ich habe ein Gelübde getan." Es wurde nun über das Gelübde hin und her geredet.

„Ich weiß es", sagte einer. „Sie hat dem Schatz versprochen, mit keinem andern zu tanzen, als mit ihm."

„Das habt Ihr erraten", sagte Jo ganz erstaunt, denn genau das war der Grund, warum sie nicht tanzen wollte, weder mit dem jungen, saubern Bauern in seiner Sonntags-Halblein-Kleidung, noch mit einem andern.

Ganz gewiß aber würde sie nie, nie mehr mit dem Ulrich tanzen. Aha, fiel ihr da ein. Die Wirtin zum Schwanen hat mich ja damals gewarnt. Ich wußte ja gar nicht, was sie wollte, nun weiß ich es. Uebrigens war ich gerade so schuld. Ich bin ja kein Schaf, das hinter dem Schafbock herläuft.

Eines Morgens brachte das Kind der Wirtin ihr ein paar Briefe. Sie kommen ja immer alle zugleich, statt hie und da einer, schalt Jo. Zeit, um sie zu lesen, hatte sie nicht. Viel war zu tun, und sie hatte beide Arme voll Arbeit. So steckte sie die Briefe in die Schürzentasche und las sie erst abends auf ihrer Stube.

Einer war von Claudia. Jo öffnete ihn mit zärtlicher Hand. Sie streichelte ihn. Sie drückte ihn ans Herz. Mama! Mama, Liebe! Dann las sie.

„Mein liebes Herz, meine Gedanken irren herum und finden dich nicht. Wo bist du eigentlich? Bei wem wohnst du? Was tust du? Du hast doch auf der Liste angegeben, daß du eine lange Zeit nichts zu erzählen habest. Ist Unerwartetes eingetreten? Und von dem weißen Ball, von dem du mit so viel Freude schriebst, sagst du gar nichts mehr. Ueberhaupt, du bist wie eine verschlossene Uhr. Man hört es ticken, weiß aber nichts von ihr, und von dem, was in ihrem Innern vorgeht. Uns geht es gut. Papa hat Vorträge zu halten. Hat auch viel Arbeit. Oft bin ich allein.

Ich muß dir eine Mitteilung machen, die dich betrüben wird. Um sie dir mitzuteilen, hat man deine Adresse bei mir holen wollen, aber ich gab sie nicht, und sagte, daß ich dir selbst schreiben werde." (Mein Gott, ist dem Wanderer etwas geschehen, dachte Jo. Aber wie konnte das Mama wissen?) Ihr Herz klopfte noch, als sie erfuhr, daß May gestorben war. Sie sei krank geworden, Blinddarmentzündung, schrieb Claudia. Man fuhr mit ihr in eine große Stadt. Sie wurde dort operiert und starb. Es sei schrecklich für die Eltern. Nun sei ihr einziges Kind tot. Die arme Frau Seemann sei krank. Sie gehe zu niemandem mehr. Sie wolle ihr Haus verkaufen und wegziehen.

„So arg und traurig es ist, ein Kind zu verlieren, ist es doch oft noch schlimmer, es mit einem Manne verbunden zu sehen, mit dem es nicht glücklich geworden, oder der ein unwürdiger Mensch ist. Sie hat doch jetzt Ruhe, die arme May. Nichts quält sie mehr. Niemand tut ihr Unrecht, niemand zieht sie zur Rechenschaft. Es wird wohl gut sein so. Aber mir war es wie ein Schlag, und auch dich wird es tief ergreifen. Jedes Unglück eines andern verpflichtet uns dem Schicksal gegenüber. Es hätte uns geschehen können. Ich schreibe dir morgen wieder, ich denke, für heute ist es genug.

Leb wohl, Herzenskind. Deine Mama Claudia."

Jorinde saß lange und unbeweglich auf ihrem Strohstuhl am Tisch. May war tot. Die roten Wangen sind verwelkt, und das blonde Haar, auf das sie so stolz war, liegt trübe und leblos in einem Sarge eingeschlossen. Alles, was May vom Leben erhofft, hat sich zerschlagen, und alles, worauf sie sich gefreut, ist in alle Winde zerblasen. Und irgendwo lebt ein Mensch, der sie umgebracht hat. Blinddarmentzündung? Wer daran glaubt! Das letzte Blatt einer armen Liebesgeschichte. Das letzte Kapitel ihrer Freundschaft. Lebe wohl, May! Jo hätte nicht Auf Wiedersehen rufen mögen. Was hätten sie einander noch zu sagen gehabt?

Noch ein Brief lag da. Von wem ist er? Die Handschrift kenne ich ja. Vom Wanderer! Das Blut schoß Jorinde in die Wangen, und sie brannten. Vom Wanderer! Vom Wanderer. Aber die Freude verschwand wie sie gekommen. Was will er? Er weiß ja nichts von mir. Ich habe ihm ja nicht geschrieben, als ich ihm schreiben wollte. Ich hatte nicht den Mut, und ich dachte, daß vielleicht er, trotz allem, an mich schreiben würde. Jetzt hat er ja geschrieben. Zaghaft öffnete sie den sympathisch großen Umschlag:

„Endlich habe ich Sie gefunden. Endlich kann ich erfahren, was Ihnen geschehen ist, daß Sie nichts mehr von sich hören lassen, und ich in Sorge Sie suchen muß. Was tun Sie in dem Nest? Sie haben nicht zu erzählen, ich habe mich erkundigt. Sie leben seit drei Wochen in Wolterswyl, und weder Anna-Maria noch mein Bruder Ulrich wissen etwas von Ihnen. Ich bin wirklich sehr in Sorge.

Wenn mein Bruder mir gesagt hätte, daß er das Recht habe, nach Ihnen zu forschen, würde ich es unterlassen haben. Doch leugnet er es, und somit geht es auf mich über, insofern es sich um Ihr Wohlergehen handelt. Geben Sie mir dieses Recht? Oder lassen Sie es mir? Es kann sich doch nicht um Geld handeln? Das würden Sie mir nicht zuleide tun, bei andern Hilfe zu suchen als bei mir, den Sie kennen und von dem Sie hoffentlich wissen, daß er sie mit Freuden Ihnen leisten würde. Ich bitte Sie inständig, mir zu antworten. Ich bitte Sie sehr, Jorinde. Ich will nur wissen, ob Sie gesund sind. Ob Sie gut untergebracht sind. Ob Sie nicht etwa in Verlegenheit sind. Ihr getreuer Andreas Zumbrunn.

Jo war vor Freude ganz überflutet. Sie lief im Zimmer umher und öffnete das Fenster und ging hinunter und holte sich frisches Wasser, und lief wieder hinauf und trank es oben aus, und benahm sich geradezu kindisch. Von Gewissensbissen war keine Rede mehr. Da hatte die Freude gründlich aufgeräumt. Am liebsten wäre sie hingerannt und hätte ihm gesagt, was sie auf dem Herzen gehabt, und hätte ihn gefragt: Sind Sie noch der Wanderer? Bin ich noch das Mädchen aus der

Fremde? Oder habe ich diesen Titel verscherzt? Und sie wußte, er würde nein sagen. Sie wußte es, dafür war er eben der gütige Wanderer. Das Recht für sie zu sorgen? Natürlich hatte er es, und sie war froh, daß er es haben wollte. Sie hatte ja keinen Freund, wie sie ihn jetzt brauchte. Die Skifreunde waren fort und zu jung, einen Bruder hatte sie nicht, ihr Vater, Perkeo, hatte die Mutter und gehörte nicht ihr. Aber der Wanderer, der, das sah sie, der gehörte zu ihr. Aber davon sagte er kein Wort. Nichts sagte er, als daß er sie behüten möchte. Und daß er sie gesucht habe. Und daß der Ulrich ihm sozusagen das Recht auf sie abgetreten hätte. Sonst sagte er gar nichts. Jorinde, meine liebe Freundin, jetzt behalte den Kopf oben. In deiner Freude, erlöst zu sein, übertreibst du und windest dir selbst den Rosenkranz um den Kopf. Nun sei vernünftig und nimm, was man dir schenkt: Freundschaft und Schutz. Habe ich Schutz nötig? Ach, ich weiß nicht. Nötig nicht, aber ich ließe mich doch so gerne beschützen. Ich bin so froh, jemand zu haben, dem ich alles in die Hände legen darf. Es ist — ich stelle mir das vor — als gehe oben ein Stern mit mir, schaue auf mich herab und passe auf, daß mir nichts geschehe. Ich will einen auswählen. Der ist dann des Wanderers Symbol, er wandert ja auch über den Himmel. Morgen schreibe ich an Andreas. Heute bin ich zu müde. Was wird er sagen, daß ich hier mein täglich Brot verdiene? Und ich verdiene es wirklich, denn ich muß mich manches Mal drehen im Tage. Und vieles hören, was ich lieber nicht hören möchte. Daß aber auch nur einer sich schlecht gegen mich benommen hätte, das kann niemand den Mannen vorwerfen. Wie gegen ein Kind waren sie mir gegenüber. Rufe ich denn so das Beschützergefühl in den Männern wach? Das wäre eigentlich eine schöne Gabe, wenn das wahr wäre. Und es ist wirklich war: Der Aelteste, der Perkeo, der Wanderer, der Matten-Bauer, der mir von seinen Kirschen mitbringt, und der Sami, der dumme Kerl, sie alle, tun mir viel zuliebe. Nur der Ulrich — das will ich nun vergessen. Und ich muß nun meinen Monat hier fertigmachen, und will dem Andreas nicht sagen, wo ich bin, sonst kommt er und will mich da herausholen, und so arg ist das gar nicht. Der Tabakqualm am Abend ist das Aergste. Und wenn sie anfangen betrunken zu werden. Aber da stelle ich mich lieber an den Schenktisch und lasse die Wirtin die Gäste bedienen. Die begreift's und tut es. Sie hätte gerne eine Tochter, sagt sie. Aber ihr sei ihr eigenes Kind gestorben, das kleine Mädchen ist ein Bruderskind. Und . . . morgen . . .

Besser hat Jorinde Steffen schon lange nicht geschlafen, als mit dem Brief von Andreas in der Hand und dem offenen Fenster, zu dem der Stern, den sie unter den vielen ausgewählt, hereinsah. Wenn zwei dich beschützen, junge Jorinde, wird es dir schon gut ergehen. Aber wozu brauchst du nun gleich zwei, die dir wohlwollen und deinen Weg beleuchten, den Stern und den Wanderer? Jorinde gab keine Antwort. —

Andreas Zumbrunn, der in seinem Leben den Briefträger nicht als Bringer guter Nachrichten betrachtete, wie das jeder Geschäftsherr tut, schaute jetzt dreimal auf die Uhr, wenn wiederum die Zeit nahte, in der die Möglichkeit eines Briefes von Jorinde Wirklichkeit werden könnte. Und einmal wurde sie es. Auf dem Briefumschlag waren zwei Kinderfinger abgedruckt, ein Daumen und ein Zeigefinger. Es war ein Kirschfleck darauf, und Andreas Zumbrunn schloß daraus, daß der Brief einem Kinde anvertraut werden mußte, weil das Haus, in dem Jo wohnte, weit vom Briefkasten entfernt lag. Er sagte sich ferner, daß ein Lehrerskind oder Pfarrerskind saubere Finger hätte, wenn es einen Brief befördern muß, daß also Jorinde nicht besonders vornehm untergebracht sein könne. Endlich schnitt er den Umschlag auf, denn über das Alter, in dem man einen solchen Brief stürmisch aufreißt und zitternd den Inhalt aus den Papiertrümmern holt, war Andreas nun doch. Aber langsam wurde er blaß:

„Lieber Herr Zumbrunn, über Ihren Brief bin ich ganz glücklich geworden, darum, weil Sie schreiben, daß Sie mich umsorgen wollen. Als der Brief kam, hatte ich so viele große Sorgen, daß ich meinte, gebückt unter ihnen zu gehen. Die Haupt- und Obersorge kann ich Ihnen nicht schreiben, die kann ich nur sagen, und zu dem, was ich sage, stehen. Ich wäre ja ein Feigling, das mit Tinte zu bekennen, was mir solchen Kummer gemacht hat und mir mein Herzblut untereinander brachte. Also damit warte ich, und Sie auch. Was nun meinen Aufenthalt betrifft, so wäre es sehr schön und sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mich abholen würden und mich zu meinem nächsten Märchenort führen wollten. (Anna-Maria sagt, Autofreunde sind auf dem Lande doppelt willkommen.) Auch über meinen Unterkunftsort kann ich Ihnen jetzt keine Auskunft geben — Auskunft und Unterkunft, wie das ungeschickt klingt — aber wenn Sie kommen, sehen Sie von selbst, worum es sich handelt. Ich bin begierig, wie Ihnen das vorkommen wird. Ich werde aufpassen, denn es ist eine Probe. Sie werden sie aber gut bestehen, das weiß ich im voraus. Mein beschwertes Herz wurde viel leichter, seit ich Ihren Brief habe. Da Ihr Herr Bruder keinen Gruß an mich geschickt hat, schicke ich auch keinen. Es war übrigens diskret von ihm, zu tun, als ob er mich nicht kenne. (Diesem Satz lächelte Andreas zu, denn er glaubte, es sei zwischen den beiden eine Frage und eine Antwort gefallen, womit er aber weit von der Wirklichkeit entfernt war.) Acht Tage, nein zehn, habe ich noch hier zu bleiben, bis dahin höre ich vielleicht noch einmal von Ihnen? Jorinde Steffen."

Fünf Minuten nachher saß Andreas am Tisch und seine Feder flog. Er danke dem Fräulein Jorinde sehr. Er sei außergewöhnlich empfänglich für die Neuigkeiten, die sie ihm mitzuteilen habe, und ebenso neugierig zu erfahren, wo sie eigentlich hin verschwunden sei. Den Ort Wolterswyl kenne er, doch respektiere er ihren offenbaren Wunsch, inkognito dort zu bleiben. Selbstverständlich hole er sie mit tausend Freuden am einunddreißigsten ab und führe sie, wohin sie es wünsche. Ob er sie an ein Versprechen erinnern dürfe, das sie ihm gegeben, den Ausflug nach Richisau betreffend? Er würde sich sehr freuen, wenn er ihr die Schönheit dieser Gegend zeigen dürfte. Es sei gut möglich, den Stierenkopf zu besteigen und auf dem ganzen Weg von unten bis zu diesem Berggipfel habe man nur zu bewundern.

So las Jorinde und es fehlte nur, dachte sie, daß als Unterschrift gestanden hätte: Ihr ergebener Diener. Auch ohne diese drei Worte trug der Brief diesen Stempel. Jorinde wartete ebenfalls nicht lange ihn zu beantworten, denn als sie schon geschrieben hatte: „Lieber Herr Andreas", da bog der Briefträger, der die Epistel brachte, erst um die Gartenecke.

Nachdem Andreas auch diese Nachrichten gelesen und mit einem gehobenen Gefühl und fast übermütigem Gang darauf geantwortet hatte, ging er hinüber in das Zimmer seines Bruders.

„Ich gehe gleich wieder. Du sollst mir aber eine Frage beantworten." Ehe er sie stellte, zündete er sich eine Zigarette an. Darauf schaute er seinem Bruder ins Gesicht.

„Ulrich, sage mir kurz und genau: Hat Fräulein Steffen dich ermächtigt, für sie — wie soll ich sagen — dich um sie sorgen zu dürfen?"

„Nein", schrie Ulrich. „Im Gegenteil. Und nun lasse mich in Ruhe. Du hast mich schon einmal gefragt. Soll sie dich ermächtigen?"

Fortsetzung folgt.